

Heute Gottesdienst feiern¹

Überlegungen aus der benediktinischen Tradition

1. VORBEMERKUNGEN

Die Aufgabe, heute Gottesdienst zu feiern, stellt uns in das Spannungsverhältnis von Gott und Mensch, von Zeit und Ewigkeit, von Mysterium und Verständlichkeit, von liturgischer Kultur und Menschennähe, von Einheit und Vielfalt. Wir wollen uns heute fragen: „Kann uns die benediktinische Tradition in dieser Spannung hilfreich sein?“

Zu dem, wie Gottesdienst-Feiern zu verstehen ist, möchte ich ein Beispiel bringen, das Prof. Baumgartner einmal angeführt hat, in dem er zwischen allgemeiner Religiosität und eigentlicher Liturgiefähigkeit unterschieden hat. Er hat es das „Bayrische Credo“ genannt, das sich in drei Sätzen ausdrückt: „(1) Irgendwas muaß gebn. (2) Was gwiß woas ma net. (3) Schaden tuats auf jedn Fall nit.“ Das ist zwar allgemeine Religiosität und allgemeines Bedürfnis, aber das schließt noch nicht die Fähigkeit, die Bereitschaft, die Entschlossenheit mit ein, Eucharistie zu feiern.

2. EINZELNE „VERLUSTE“ UNSERER GOTTESDIENSTFEIERN

2.1 VERLUST DER GEMEINSCHAFTSBILDENDEN FUNKTION

Wir wissen, daß der Gottesdienst heute in vielem bedroht ist. Das zeigt nicht nur der bekannte Rückgang des Gottesdienstbesuches. Zahlreiche statistische Untersuchungen der letzten 20 Jahre weisen auf, daß ein gewaltiger Funktionsverlust des Gottesdienstes in der Gesellschaft zu verzeichnen ist. Früher hatte der Gottesdienst die Funktion, Gemeinschaft herzustellen, die Gemeinschaft des Dorfes oder einer Gesellschaft. Dieses Zeichen des Versammelns am Sonntag hatte sich auch durch lange Zeit gehalten – zumindest in den bayrischen Dörfern. Das ganze Dorf war versammelt, wenn auch ein Großteil der Männer nicht in der Kirche, sondern (vor der Kirche) beim Frühschoppen war. Aber man hat gewußt, der Gottesdienst ist das gemeinsame Zeichen unseres Dorfes, da muß man dabeisein. Wenn auch dieses Zeichen jetzt zerfallen ist, so heißt das nicht, daß das Bedürfnis nach dieser Gemeinsamkeit nicht vorhanden wäre.

Vielmehr stehen wir manchmal vor dem Problem, daß ein Trachtenverein, die Schule, das Rote Kreuz oder eine andere Institution bzw. Organisation etwas feiert oder der Verstorbenen gedenken will. Dabei stellt sich die Frage: Wie kann gemeinsam gefeiert werden? Ein Teil der Mitfeiernden ist evangelisch,

¹ Festvortrag anlässlich des Bertholdfestes zum Gedenken an den 850. Todestag des hl. Berthold von Garsten am 27. 07. 1992 in Garsten. Bei der Drucklegung wurde der Vortragsstil beibehalten.

ein anderer katholisch und der größte Teil bekennt sich nicht ausdrücklich zu einer Kirche, und doch wollen alle etwas Gemeinsames haben. Auch die Gesellschaft von heute braucht religiöse Symbole und verlangt danach.

2.2 VERLUST DES VERSTÄNDNISSES DER SONNTAGSPFLICHT

Weggefallen ist auch das „Pflichtverständnis“ der Sonntagsmesse, wie wir es bis in die Mitte unseres Jahrhunderts und teilweise noch immer haben: „Zum Heil ist notwendig, daß ich am Sonntag an der Messe teilnehme.“ Zur Zeit meiner ersten Priesterjahre war es noch selbstverständlich, daß man im Katechismusunterricht bei der Erklärung der Todsünde als bestes Beispiel die Sonntagsmesse nahm. Für mich war es zwar damals schon bedenklich, wenn sich die Kinder dabei angeschaut haben und sich wohl dachten, daß viele der lieben Leute, die sie umgeben, Onkeln, Tanten, Eltern usw. – Leute, die respektabel und gut sind – am Sonntag nicht in die Kirche gehen. Und sie mögen sich mit Recht gefragt haben: Sind die alle der Todsünde verfallen? Heute scheint es vielen selbstverständlich zu sein, daß man die Mitfeier des Sonntagsgottesdienstes nicht mehr als unbedingt heilsnotwendig betrachtet. In der Stadt geht kaum jemand aus reinem Pflichtgefühl zum Gottesdienst. Zumindest junge Leute stellen die Frage: „Was bringt mir das, was gibt mir das? Kann ich mir aus diesem Gottesdienst etwas mitnehmen? Wozu soll ich den Gottesdienst mitfeiern?“ Daraus folgt natürlich die Frage: „Was macht eigentlich unser Christsein aus?“ Und der junge Christ beeilt sich zu sagen: „Natürlich nicht das In-die-Kirche-Gehen, sondern das Christsein zeigt sich in erster Linie in der Nächstenliebe, im sozialen Einsatz.“ Dem muß man zum Teil auch zustimmen. Dann muß man ebenso zugeben, daß in diesem Christlichsein die Nichtchristen oft genausogut sind wie die Christen, gerade was den sozialen Einsatz und die Liebe zum Nächsten betrifft.

2.3 VERLUST DER INFORMATION IM GOTTESDIENST

Ein weiterer Funktionsverlust unseres Gottesdienstes besteht darin, daß er an Informations- und Richtungswert verloren hat. Früher hat die Predigt viel Information vermittelt. Im Gottesdienst wurde es als Dienst der Information gesehen, wenn der Prediger viel vermitteln konnte. Auch die Liturgiereform des Zweiten Vaticanum legt eigentlich einen verstärkten Akzent auf die Predigt, aber wir wissen, wieviel Konkurrenz es da gibt. Die meisten unserer Zuhörer – wenn sie religiös interessiert sind – können in der Literatur, in der Presse, in Rundfunk und Fernsehen oftmals viel Besseres und Interessanteres auch auf religiösem Gebiet hören und mitnehmen, als ihnen bei der Predigt gesagt werden kann. Oft ist es ja recht allgemein und unbefriedigend, was dort zu hören ist. Will man eine fundierte religiöse Information, greift man lieber zu einem entsprechenden Buch.

2.4 VERLUST DES MYSTISCHEN IM GOTTESDIENST

In unserer Zeit besteht geradezu ein Hunger nach Mystik, nach innerer Erfahrung, nach Bewußtseinsweiterung. Aber viele Menschen, die danach verlangen, suchen dies nicht in unserem Gottesdienst. Für sie ist der Gottesdienst nicht viel mehr als ein Ritus, der eben nach bestimmten äußeren Regeln abläuft und für die Masse bestimmt ist. Demgegenüber ist aber die religiöse Erfahrung etwas Inneres, etwas Subjektives, etwas, was nur jeweils den einzelnen betrifft. Von daher erleben wir, daß viele Menschen in die Esoterik abwandern und ihre religiöse Erfahrung nicht im Gottesdienst suchen, sondern auf ganz individuelle Weise, indem jeder einzelne in sich geht. Sie wollen in der Stille für sich sein und in ihrem Hunger nach Mystik nicht vom äußeren Ablauf eines Gottesdienstes gestört werden.

2.5 VERLUST DER EINHEIT VON GOTT UND MENSCH

Die Liturgiereform des Zweiten Vaticanums hat uns verstärkt in eine gewisse Spannung gestellt: „Gott und Mensch“, „Gottesdienst vor Gott für die Menschen“. Wir erleben oftmals diesen Zwiespalt, wenn wir im Gottesdienst den Menschen begegnen wollen, und wir müssen uns dabei die Frage gefallen lassen: Geht dabei nicht Gott verloren? Und ebenso gilt: Wenn wir von Gott reden, vergessen wir da nicht die Menschen? In unseren Pfarrgemeinden kennen wir die zwei Typen von jungen Christen: Die einen sind sehr sozial interessiert, diskutieren in ehrlicher Suche Fragen des Evangeliums und der rechten Ordnung der Welt. Den anderen geht es vor allem um religiöse Erfahrung: sie können nächtelang beten und sich geistlichen Übungen widmen. Mit beiden kann man jeweils gut zusammensein, aber diese beiden Gruppen können sich fast nie zu zu etwas Gemeinsamem zusammenfinden.

Bei jeder Feier der Liturgie ist die Frage nach dem Ewigen, nach der Liturgie als Teilnahme an der himmlischen Liturgie neu lebendig. Sie ist darum natürlich immer dieselbe – Jahrhunderte hindurch –, aber sie steht auch in unserer Zeit, sie muß *heute* gefeiert werden und darum sollte ein aktueller Bezug vorhanden sein. Die Frage nach der Verständlichkeit der Liturgie ist eine Grundforderung, daß hier nicht etwas Fremdes abläuft. Seit der Liturgiereform haben wir zwar die Volkssprache und versuchen das Geheimnis des Göttlichen in der Sprache der Menschen zu sagen, aber es scheint uns dabei das Eigentliche, das Mysterium in der banalen Sprache des Alltags zu entschwinden. Andererseits bemühen wir uns um eine Kultur der Liturgie, sehen es als Auftrag, daß die Liturgie kulturell eine hochstehende Form hat. Aber sie geht heute an vielen Menschen gänzlich vorbei. Wenn sich Menschen heute selber aussagen müßten, würden sie ganz anders von sich sprechen, wahrscheinlich in einer Sprache und Form, die wir mitunter als kulturlos bezeichnen würden.

2.6 VERLUST DES EINEN GOTTESDIENSTES IN DER VIELHEIT

Wir kennen heute eine Vielfalt der Gottesdienstformen in den verschiedenen Gemeinden, wobei oft die eine Form gegen die andere Art und Weise des Fei-

erns ausgespielt wird. Die Vielfalt und Verschiedenartigkeit der Gottesdienstfeiern müssen gründen in dem Prinzip, daß es immer der eine Gottesdienst zur Ehre Gottes ist, den die Gemeinde feiert.

3. VERSUCH EINER ANTWORT

AUS DER BENEDIKTINISCHEN TRADITION

Zu diesen und weiteren Fragen über Gottesdienst-Feiern soll heute eine Antwort aus der benediktinischen Tradition versucht werden.

3.1 WAS IST DAS TYPISCH „BENEDIKTINISCHE“?

Zunächst möchte ich dazu aus meinen eigenen Erfahrungen berichten: Ich habe „Benediktinisches“ zuerst im bayrischen Kloster Metten kennengelernt: einiges aus der Vergangenheit der Benediktiner und darüber, was sie alles in ihrer Kulturtätigkeit gemacht haben, wie sie in das Land hineingewirkt haben. Das alles hat mir imponiert, aber zu fragen ist: Was hat das eigentlich mit der Regel des hl. Benedikt zu tun? Es ist eine frühe Frage der Historiker, die immer wieder aufgeworfen wird, etwa anhand des St. Gallener Klosterplanes: Wie lassen sich die Kulturtätigkeit, diese Weltgestaltung durch das Kloster, mit der Ascese, dem Ursprünglichen des Mönchtums, vereinbaren? Was ist das typisch „Benediktinische“? Als ich dann in Innsbruck meinem Spiritual, Prof. Dander SJ, Dogmatiker, eröffnet habe, daß ich Benediktiner werden möchte, fragte ich ihn, was jetzt so die Aufgabe der Benediktiner sei, und er antwortete mir: „Ich meine, schon noch immer das liturgische Apostolat.“ Für mich war das eine eher enttäuschende Antwort. Die Liturgie und die liturgische Forschung war sicher ein Schwerpunkt in einzelnen Benediktinerklöstern, aber es war letztlich doch ein eher spezielles Gebiet, auf das das Benediktinische dadurch eingeeengt wurde. Diese Frage nach dem speziell „Benediktinischen“ blieb für mich immer eine persönliche Frage, gerade auch als Spiritual im Kolleg St. Benedikt in Salzburg oder später auch als Abt. Mir wurde dabei immer klarer, daß das „Benediktinische“ wirklich etwas mit dem „Opus Dei“, mit dem „Gottesdienst“ zu tun hat.

Unser Leben als Benediktiner ist zunächst Dienst Gottes im Horchen auf seine Weisung und in unserer Antwort, die eben die Antwort der Liturgie ist: Loben, Preisen und Danken. Das ist die Mitte unseres Lebens, die sich freilich nicht beschränkt auf die Stunden der gottesdienstlichen Feiern, sondern das ganze benediktinische Leben muß sein: Anbetung, Lobpreis, Anerkennung Gottes, Gottesdienst.

Aber noch mehr ist das „Opus Dei“ zu verstehen als: das Wirken Gottes an uns. Als Benediktiner müssen wir dem Wirken Gottes Raum geben, uns von seinem Geist erfüllen lassen – dadurch gibt er uns Anteil an seinem Heil und an seinem Reich. „Gottes-Dienst“ ist das sichtbare Zeichen dessen, was unser ganzes Leben, was den Sinn des ganzen Lebens ausmacht.

3.2 BENEDIKTINISCHE SEELSORGE

Ich denke, daß wir gerade in unserer heutigen Situation unser ganzes Tun zusammenfassen können unter dem Wort: „ut in omnibus glorificetur Deus“², und daß auch die Seelsorge als ein Gottes-Dienst zu verstehen ist, an dem andere teilnehmen. So können wir anderen helfen, „den Mönch in sich zu entdecken“, wie es Raimon Ranniker in einem Buchtitel einmal formuliert hat. Seelsorge nach der Regel Benedikts soll helfen, in der Vielfalt und in der Vielheit der menschlichen Tätigkeiten, in den verschiedensten Berufen, die Einheit zu finden. Sie soll helfen, die Einbindung der Vielfalt des Lebens in eine umfassende Einheit, hinbezogen auf Gott, den Ursprung und das Ziel unseres Lebens, zu fördern. Benediktinische Seelsorge heißt: Am eigenen Suchen nach Gott und am eigenen Gottesdienst anderen Anteil zu geben.

Gemäß dem 53. Kapitel der Regel, bei dem es um die Aufnahme der Gäste und die Gastfreundschaft geht, soll man die Gastfreundschaft besonders den Geschwistern im Glauben (den „domestici fidei“) und den Fremden (den „peregrini“) erweisen. Ich meine, die „domestici fidei“, die Geschwister im Glauben, sind die uns anvertrauten christlichen Gemeinden, die Schulgemeinde und alle Mitchristen, die rings um ein Kloster sind. Es sind Menschen, die uns nahestehen und uns anvertraut sind. Aber es heißt auch, daß es die Aufgabe der Klöster – und wohl jeder christlichen Gemeinde – ist, sich der „peregrini“, der Fremden, der Ausgestoßenen, der Randgruppen, der Suchenden, der Armen (im wörtlichen Sinn oder auch der im Inneren der Seele Leidenden), anzunehmen, d. h. auch: denen, die dem Lebenssinn entfremdet sind, an der eigenen Sinnsuche Anteil zu geben; denen, die verwirrt und desorientiert sind, an der eigenen Suche nach der „discretio“ – der Unterscheidung der Geister – Anteil zu geben.

Heute-am-Gottesdienst-Anteil-Geben bedeutet somit zunächst und vor allem – vor aller Erforschung der Geschichte der Liturgie und der Entfaltung des gottesdienstlichen Lebens –, die Grundsituation und die Grunddisposition des Menschen anzusprechen und zu eruieren, ob er fähig ist auf Gott zu hören, ob er noch liturgiefähig ist. Diese Fragen, die uns auch selbst betreffen, müssen wir so ernst und tief formulieren, daß auch der Fernstehende noch Anteil daran haben kann. Das 53. Kapitel der Regel beschreibt sehr schön, wie Gebet, Gottesdienst und Arbeit eine Einheit bilden muß und wie Gottesverehrung gerade auch zu einer Verehrung des Menschen führt, indem wir im ankommenden Gast Christus begegnen. Mit all der Ehrfurcht, in der wir ihm begegnen, und mit all der Menschenfreundlichkeit („humanitas“), die wir ihm erweisen, sollen wir ihn doch hinführen zu dem, was das Tiefste ist: das Gebet.

Benedikt ermahnt uns, die Menschen im Glauben zu erbauen durch das Vorlesen der Weisung Gottes.³ Die Gemeinschaft der Menschen untereinander, das

² „Daß Gott in allem verherrlicht werde“: Regula Benedicti. Die Benediktusregel, lateinisch – deutsch, hg. von der SALZBURGER ÄBTEKONFERENZ, Beuron 1992 (im folgenden abgekürzt RB), 57,9.

³ RB 53,9.

„societur in pace“⁴, wurzelt in der Gottesfurcht. Um vor Täuschung und Mißverständnis verschont zu werden, soll man zuerst miteinander beten.⁵ „Suscepti autem hospites ducantur ad orationem“⁶. Das geschehe im räumlichen Sinn, aber auch in diesem letzten, tiefsten Sinn benediktinischen Lebens. Darum gilt für uns selber und darum auch für die Kirche „operi Dei nihil præponatur“⁷.

Wir müssen uns von daher immer wieder ernsthaft die Frage nach dem Vorrang des Gottesdienstes stellen. Denken wir an das Dritte Reich, als der seelsorgliche Dienst auf den Gottesdienst beschränkt war, oder denken wir an die russische Geschichte, in der durch siebzig Jahre hindurch die Religion allein im Gottesdienst überlebt hat und dabei doch das Entscheidende bewahrt hat, was den ganzen Menschen betroffen hat. Es ist damit nicht gesagt, daß alle anderen notwendigen Aktivitäten nichts sind im Vergleich zu diesem „präponatur“ des Gottesdienstes, aber das „präponatur“ kennzeichnet den Gottesdienst als Erhebung und Sinnspitze des Lebens.

In den Jahren um 1968 trat oft die Frage auf: Ist die Studentengemeinde noch christlich, ist sie noch eine katholische Studentengemeinde? Das entscheidende Kriterium ist wohl, ob in der Mitte oder immerhin bei einer Kerngruppe als leitendes Motiv die Frage nach dem Evangelium gestellt wird: Was ist der Wille Gottes, was heißt im Sinne Jesu zu handeln? Dies muß auch im Gebet ausgesprochen und reflektiert werden. So wird dem Wirken des Geistes Gottes in der Gemeinschaft Raum gegeben. Wenn dies gegeben ist, dann – so meine ich – kann man von einer christlichen Gemeinde sprechen.

Der Vorrang des Gottesdienstes bedeutet, daß der Gottesdienst den Glauben als Voraussetzung hat, denn Beten, Mit-Gott-reden, die Begegnung mit Gott, ist Ausdruck des Glaubens. Deshalb braucht der Gottesdienst die entsprechende Vorbereitung vom Glauben her. Damit wir heute Gottesdienst feiern können, brauchen wir in der Seelsorge katechumenale Gruppen, d. h. Gruppen, in denen lebendiger Glaube eingeübt werden kann, in denen man Glauben erfährt, in denen man darüber spricht, in denen man in den Glauben hineinwächst. Eine Begegnung mit solchen Gruppen kann den nach Lebenssinn Suchenden dafür bereiten und dazu bewegen, wirklich Ja zu sagen zu Gott, zu Christus. Aber kann deswegen schon verlangt werden: „So, und jetzt gehst Du jeden Sonntag in die Messe“? Findet er dort, was er sucht? Kann er so seinen Glauben und das Leben im Glauben vertiefen?

Die Regel des heiligen Benedikt versteht das Kloster als eine „scola domini civitatis“⁸ und als „officina“⁹, die Werkstatt, wo das eingeübt und verwirklicht werden kann: das Weiterwachsen und das Hineinwachsen ins christliche Leben

⁴ „Sich vereinigen im Frieden“: RB 53,4.

⁵ RB 53,4.

⁶ „Hat man die Gäste aufgenommen, werden sie zum Gebet, zum Gottesdienst geführt“: RB 53,8.

⁷ „Dem Gottesdienst soll nichts vorgezogen werden“: RB 43,3.

⁸ „Eine Schule für den Dienst des Herrn“: RB Prol. 45.

⁹ RB 4,78.

wie in einer Katechese der Taufbewerber. Wie es im Kloster möglich sein soll, den suchenden Menschen am klösterlichen Leben Anteil zu geben, so sollen auch die nach Lebenssinn suchenden Menschen durch solche katechumenale Gruppen hineinwachsen können in das christliche Leben. Dadurch werden Voraussetzungen geschaffen für die Mitfeier des Gottesdienstes im Glauben, der hineinwirkt in den Alltag, in den selbstlosen Dienst für Mensch und Gott und in die Nachfolge Christi.

3.3 BENEDIKTINISCHES VERSTÄNDNIS VON GOTTESDIENST

Eine besondere Erfahrung in den letzten zwanzig Jahren war für uns die Begegnung mit Jugendlichen, die in Andechs „Kloster auf Zeit“ machten. Da wir im Kloster Andechs nur wenige Mönche waren und infolgedessen auch keine „fachmännische“ Liturgie feiern konnten, hatten wir anfangs große Bedenken: „Wie werden die jungen Leute reagieren? Sie werden sich wahrscheinlich eine schöne Liturgie erwarten, wenn sie sich schon für „Kloster auf Zeit“ entschließen.“ Ich war erstaunt, wie sich auch Evangelische und selbst solche, die sich als Ungläubige bezeichneten, ganz eifrig am klösterlichen Gottesdienst beteiligten. Das Entscheidende für sie war die Erfahrung: Hier wird Gottesdienst nicht für andere gemacht. Das Problematische ist meist, wenn der Liturge, der Priester, der Pfarrer oder auch eine Gruppe einen Gottesdienst für die Menschen gestalten wollen. Viele Jugendliche haben – nicht unbegründet – den Verdacht, hier wird nur arrangiert, und die da kommen, wollen sich bloß sehen lassen. Bei „Kloster auf Zeit“ haben die Teilnehmer erlebt, im Benediktinerkloster wird gebetet und Gottesdienst gefeiert, ohne daß jemand zuschaut. Sie haben bemerkt, daß wir uns auch nicht anders benehmen, weil noch fünf oder acht andere mitbeten. Sie haben gesehen, daß wir Menschen sind, unter denen es auch einige Ungereimtheiten oder Streitigkeiten gibt, und die doch in Frieden miteinander leben. Sie haben gespürt, daß das Gebet die Grundstruktur unseres Lebens ist. Der Gottesdienst ist ins Leben eingebunden und in jeder Hinsicht absichtslos: Der Gottesdienst zielt auf Gott hin und will nicht auf andere Eindruck machen. Wir versuchen Gott zu loben und zu preisen, eingebunden in unserem Alltag.

3.4 BENEDIKTINISCHE BERÜCKSICHTIGUNG DER JEWEILIGEN EIGENART DES EINZELNEN

Jeder Mensch hat seine ganz eigene Gabe von Gott. Benedikt schreibt darüber in der Regel im Kapitel 40 „Über das Maß des Getränkes“: „Alius sic, alius vero sic.“¹⁰ Der ehemalige und langjährige Abtpräses Sigisbert Mitterer hat sich mitunter beklagt, daß die „siccitas“ seiner Mönche gar so groß sei. Benedikt betont in seiner Regel immer wieder, daß man auf den einzelnen und dessen Schwächen Rücksicht nehmen muß¹¹, und daß man den Menschen sehen

¹⁰ „Der eine so, der andere so“: RB 40,1.

¹¹ RB 35,3; 37,2; 48,25 u. ä.

muß, wie er wirklich ist. Jeder ist anders. Man muß auf jeden verschieden eingehen. Die Pastoraltheologie sagt heute: „Den Menschen dort abholen, wo er steht.“ Diese Grundforderung ist heute von besonderer Wichtigkeit.

Gott will das Heil aller Menschen. Aber nach der heutigen Theologie muß dazu nicht jeder in der Kirche sein. Jeder, auch wenn er nicht in der Kirche und auch nicht in einem Benediktinerkloster ist, wird von Gott geliebt. Im Gottesdienst geht es um die konkrete Lebenssituation des Menschen, d. h., selbst der Mensch, der relativ kirchenfern ist, braucht den Gottesdienst, auch wenn er noch nicht fähig oder nicht Willens ist, einer Hochform des Gottesdienstes beizuwohnen. Wir müßten daher den weiten Bereich der Sakramentalien, der Segnungen und des Gebetes ausbauen, um Menschen, die noch nicht zur Mitfeier der Eucharistie fähig sind und doch zur christlichen Gemeinde gehören, der Liebe Gottes teilhaftig werden zu lassen. Sie sollten spüren: „Gott spricht mich an, er liebt mich.“ In diesem Zusammenhang sind natürlich auch die Fragen der Ökumene und der „allgemeinen Religiosität“ zu überlegen. Wie kann ein gemeinsamer Gottesdienst aussehen?

Die Regel Benedikts hilft uns dabei, weil sie den Menschen ganz natürlich sieht. Sie berücksichtigt ausdrücklich auch jene, die ganz unverständlich sind¹², die gar nicht lesen können¹³ oder sonst irgendwelche Schwächen haben. Die Regel gibt immer Anstöße zur Hilfe für den einzelnen, wenn z. B. einer den Tischdienst versieht, wird er, bevor er seinen Dienst antritt, gesegnet.¹⁴ Welche Wirkung auch heute ein Segensgebet und das fürbittende Gebet hat, erfahren wir selbst bei Menschen, die nicht katholisch oder nicht in unserem Sinne gläubig sind. Wo sie sich in ihrer Verzweiflung und ihren Schwierigkeiten verstanden wissen, nehmen sie dankbar das Angebot eines Segensgebetes oder fürbittenden Gebetes an.

In gewisser Weise ein Schlüsselerlebnis war mir eine Erfahrung mit Berufsschülern: Vor ungefähr 25 Jahren durfte ich ein Wochenende für diese Schüler halten, bei der auch die Sonntagsmesse als fester Tagesordnungspunkt eingeplant war. Ich hatte aber große Bedenken, da ich feststellen mußte, daß die Schüler mit der Messe eigentlich nichts anzufangen wußten. Ich habe gesehen, es hat keinen Sinn, mit ihnen einen großen Gottesdienst zu feiern. So haben wir uns zu einer anderen Form der Gottesdienstfeier entschieden: Wir haben einander ausgetauscht, wovor wir Angst haben, was uns Freude bereitet und was wir wünschen, und haben dann all dies im Gebet vor Gott getragen. Es war beinahe zu greifen, wie alle dabei waren. Da haben sie sich als Menschen in ihrer Situation verstanden gewußt, und sie konnten sich auf Gott hin aussprechen.

Es geht also darum, die Eigenart des Menschen und auch seine Schwächen zu berücksichtigen, auch und gerade im Gottesdienst. Es bleibt die Differenz

¹² RB 30,2.

¹³ RB 48,23.

¹⁴ RB 38,4.

zwischen dem Anspruch, der an den Menschen gestellt ist, und zwischen der Wirklichkeit, wie er wirklich ist.

Der heilige Benedikt hat dafür in der Regel ein wunderbares Wort, das er wiederholt einschiebt: „quod absit!“¹⁵. Es sollte nicht vorkommen, daß man sich verschläft¹⁶, die Glocken zu spät läutet oder daß sich die Mönchsgemeinschaft einen schlechten Abt wählt, der mit all ihren Lastern einverstanden ist¹⁷. Aber so etwas kommt gelegentlich vor. Auch dafür muß man vorsorgen und geradestehen.

Gerade wenn heute für viele Menschen die Sakramentenspendung nicht mehr oder noch nicht möglich ist, ist es doch wichtig, den Menschen zu vermitteln: „Ich darf in der Kirche ehrlich sein.“ Offenheit und Ehrlichkeit dienen der Wahrheit und Wahrhaftigkeit in der Kirche. „Ich darf das aussprechen, was fehlt. Ich darf dort anfangen, wo ich stehe.“

Benedikt schreibt darüber im Kapitel 64 über den Abt, daß er in der „discretio“ alles so ordnen soll, „ut sit, et fortes quod cupiant et infirmi non refugiant“¹⁸. Jeder einzelne ist dazu berufen, Gott immer tiefer zu begegnen und einen immer sinnvolleren und erfüllteren Gottesdienst zu feiern.

3.5 DER EINE GOTTESDIENST IN SEINER VIELFALT

Wir haben auch in der Seelsorge darauf zu achten, daß die „Starken finden, wonach sie verlangen“: Menschen, die nach mehr verlangen, sollen auch weitergeführt werden und sich nicht begnügen müssen mit dem, was alle machen. So kann dieses Weiterführen und Hineinführen in den Gottesdienst der Gemeinde und in die Eucharistie verstanden werden, wobei aber auch für die anderen Formen des Gottesdienstes, wie z. B. die Gebete in der Familie und die Feiern der Hauskirche, viel Platz sein muß. Denken wir nur an das jüdische Volk, das sich durch die Familien- und die Synagogenliturgie, die reine Laienliturgie sind, den Glauben durch Generationen hindurch bewahren konnte, trotz aller Verfolgung, Gefährdung und Assimilation.

Zur Vielzahl der Gottesdienstformen gehört das benediktinische Leben mit dem Wortgottesdienst des Stundengebetes. Eigenartigerweise gilt bei uns noch immer die Meinung, daß das Stundengebet nur für liturgisch fortgeschrittene Spezialisten sei, die schon jahrelang die Messe besucht haben und jetzt nach mehr verlangen. Vielmehr müßte aber gelten, daß Menschen zunächst an einem Wortgottesdienst teilnehmen und allmählich erst hineinwachsen in die liturgische Hochform der Eucharistiefeier. Das Stundengebet könnte den Menschen öffnen für die Feier des Gottesdienstes und ihm vielleicht helfen und ihn dazu ermutigen, Gottesdienstformen zu finden, wie sie mit Gott in ihrer konkreten

¹⁵ „Was ferne sei!“ z. B. RB 11,12.

¹⁶ RB 11,12 f.

¹⁷ RB 64,3.

¹⁸ „Daß die Starken finden, wonach sie verlangen, und die Schwachen nicht davonlaufen“; RB 64,19.

Situation ins Gespräch kommen können. Benedikt geht es um die jeweilige Gemeinschaft, das „corpus monasterii“, die miteinander Gottesdienst feiert. Die klösterliche Gemeinschaft und ebenso die jeweilige Gemeinde ist Trägerin des Gottesdienstes.

Hinzu kommt das benediktinische Element der „stabilitas“, des Ausharrens, der Verbindlichkeit in einer Gemeinschaft. Auch in der Großstadt gibt es eine große Sehnsucht nach solch einer Verbindlichkeit. Selbstverständlich spielt in der Großstadt die lokale Ortsgemeinde kaum mehr eine Rolle: Wo ich zufällig schlafe, ist nicht der Ort, wo ich lebe. In der Großstadt wissen viele oft nicht, zu welcher Pfarrkirche sie gehören. Trotzdem will und soll man sich in einer Kirche zu Hause fühlen. Aus unterschiedlichen Überlegungen suchte man früher oft die günstigste Zeit, um die Messe mit dem Ausflug kombinieren zu können, oder jene Kirche, wo die schönste Kirchenmusik dargeboten wird oder wo die interessanteste Predigt zu hören ist. Die Erfahrung zeigt, daß viele Menschen heute in eine bestimmte Gemeinde oder immer zur selben Messe in eine Kirche gehen und so zu einer vertrauten Gemeinde zusammengewachsen sind. Es braucht solche Verbindlichkeit, die auch in den Alltag hineinwirken kann. Hier ist eine Kommunität mit einer gewissen Stabilität natürlich ein großer Vorteil. Benediktinerklöster sind solche Orte, an denen durch Jahrhunderte hindurch Konformität und Stabilität erlebt werden.

Die Wichtigkeit der Stabilität gilt auch für unser Leben und für die große Gedächtnisfeier der Eucharistie, in der wir erinnernd ein Ereignis feiern, das uns trägt und uns Identität gibt: „Ich selbst bin es, der dies einmal erlebt hat; ich kann mich daran erinnern; ich bin derselbe.“ Und wir sind dasselbe Gottesvolk durch die Jahrhunderte hindurch. Gerade wenn wir an den heiligen Berthold denken, dessen 850. Todestag wir heute hier in Garsten feiern, wird uns das bewußt.

3.6 DIE IMMER NEUE FEIER DER LITURGIE

Wichtig ist, daß wir Wiederholung, etwas Vertrautes haben. Das heißt allerdings nicht, daß es immer dasselbe sein müßte. Ähnlich wie beim neuen Engel Aloisius in Ludwig Thomas Geschichte „Der Münchner im Himmel“ ist vor allem bei jungen Menschen bezüglich des Gottesdienstes der Verdacht lebendig: „Des werd schon fad“, das betrifft mich nicht, da ist nichts Neues und nichts Aktuelles.

Dagegen hat der große Dogmatiker Univ.-Prof. Dr. Michael Schmaus, der jetzt in München seinen 95. Geburtstag gefeiert hat, in seiner Dogmatik wiederholt darauf Wert gelegt, daß Kirche und Christentum etwas sind, das mit Fortschritt zu tun hat. Schmaus spricht von der Furcht, daß die Rede vom Himmel einmal Langeweile oder Überfluß hervorrufen könnte. Er wendet sich gegen die Meinung der meisten Theologen, daß es im Himmel keinen Fortschritt geben könne, weil die Einfachheit Gottes keine Zunahme und keine Abnahme in der Gottesschau gestattet. Vielmehr plädiert er für die Ansicht, daß die Vollen-

deten von Leben zu Leben, von Liebe zu Liebe, von Freude zu Freude, von Staunen zu Staunen, von Klarheit zu Klarheit fortschreiten. Gottes freiverschenkende Liebe erschließt den Seligen immer neue Tiefen des Gottseins. Der Selige wird hiervon immer wieder überrascht. Dieses Eindringen in Gott kann sich grenzenlos fortsetzen in alle Ewigkeit hindurch.

Wenn wir also sagen, wir nehmen an der himmlischen Liturgie teil, dann heißt das, daß wir immer wieder Neues erfahren, daß es ein Voranschreiten, ein Fortschreiten ist. In unserer Zeit wäre es wichtig, den Unterschied zwischen quantitativem Wachstum, das an seine Grenzen gelangt ist – wie wir leidvoll erfahren –, und qualitativem Fortschritt zu erkennen und auch deutlich zu machen. Der Mensch ist darauf angelegt, zu wachsen und voranzuschreiten, aber eben in diese Tiefe hinein, in die Erkenntnis Gottes, in das Überraschende der Liebe Gottes. Für unsere Liturgie bedeutet das, immer wieder Möglichkeiten zu schaffen, um Neues zu entdecken von demselben Christus, der nie ganz erkannt ist, um Neues zu entdecken vom Geschehen des Heils, das Gott wirkt und das immer wieder neu beginnt.

Von den Heilstaten Gottes erzählen heißt: Was beim Auszug aus Ägypten, bei der Sammlung Israels aus dem Exil geschehen ist, was Gott in der Geschichte an Wunderbarem getan hat, das geschieht auch heute wieder unter uns. Es wird einbezogen in unsere konkrete Situation. Wenn wir jeden Tag die Psalmen beten, spricht uns gelegentlich der eine oder andere Vers neu an, in unserer momentanen Not und Bedrängnis oder in der Freude des Lebens. Wir sollen nicht so voranschreiten, daß wir durch das Neue alt werden, sondern in uns soll die Neuheit Gottes immer mehr wachsen, „*ipsa novitas crescat*“ (Augustinus).

3.7 LITURGISCHE KULTUR UND MENSCHENNÄHE

Der Benediktiner darf und soll liturgische Kultur mit Menschennähe verbinden: eine Aufgabe, die auch immer wieder unsere Gemeinden haben. Das bedeutet, daß wir auf die konkrete Situation Rücksicht nehmen dürfen, wie es uns die Liturgiereform möglich gemacht hat, trotz den Anforderungen unserer großen Tradition. Z. B.: Wenn ein Konvent merkt, daß an seinem beschwerlichen Gesang weder die Mitmenschen noch der liebe Gott seine Freude haben können, sollen sie auf diese ihre Situation eingehen und anstatt zu singen eben langsam und würdig beten.

Schlimm wäre es, wenn unser Kult von der Kultur der Zeit völlig abgeschnitten wäre oder sich eine Kulturverdrossenheit abzeichnete. Es bedarf daher immer wieder eines Inkulturationsprozesses, und es ist notwendig, sich immer wieder mit der Kultur der Zeit und mit der Kunst der Zeit auseinanderzusetzen. Man wird und muß nicht alles schön finden, und wir brauchen auch nicht alles in den Kirchenraum stellen, aber wir müssen beachten, was Dichtung, was Künstler, die Seismographen unserer Zeit, schaffen und was sie bewegt. Wir müssen uns überlegen, wie auch wir die notwendigen Zeichen setzen können, wie wir die alten Zeichen in ihrem Sinn spürbar werden lassen, daß auch sie hineingehören in die Kultur unserer Zeit.

3.8 MONASTISCHE KULTUR AM SONNTAG

Früher war der Sonntag wesentlich durch das Brauchtum geregelt und durch die Gemeinschaft geschützt. Wir haben heute diesen Schutz nicht mehr, und wir werden ihn durch äußere Zwänge auch nicht halten können. Umsomehr müssen wir die Menschen befähigen, zu einer selbständigen Kultur des Sonntags zu finden. Es ist nicht aufzuhalten, daß wir in einer pluralistischen und liberalen Gesellschaft leben, es gibt auch keine Gesetze dagegen, daß der Sportverein oder andere Institutionen dies und jenes am Sonntag veranstalten. Ein Großteil der Menschen kennt ja nur mehr das Wochenende, man wünscht einander ein gutes Wochenende, das am Freitag beginnt und am Montag endet. Inhaltlich sind die Wochenenden dann mehr oder weniger ausgefüllt. Manche gehen zwischendrin am Samstag oder am Sonntag irgendwo in die Kirche.

Unsere Aufgabe ist es, den Sinn des Sonntags – des Pascha – neu zu wecken, den Sonntag wieder als Zeit des Ruhigwerdens und der Befreiung ins Bewußtsein zu rufen. Der Sonntag ist Erinnerung an die Befreiung aus Ägypten, d. h. für uns, daß wir nicht Sklaven sind und weder der Welt noch den Gesetzen der Wirtschaft unterworfen sind. Wir sind befreit, und darum gibt es das Sabbatgebot, damit wir nicht mehr als Sklaven leben müssen. Der Sonntag wird aber erst dadurch sinnvoll, wenn wir frei werden für Gott. Der Sabbat ist um des Menschen willen da und macht den Menschen frei, läßt ihn zu sich selber finden, indem er wirklich frei wird für Gott. Die orthodoxen Juden nehmen dies in Ängstlichkeit um die Einhaltung der Gebote sehr ernst, damit sie ja ganz frei sind für Gott, auf Gottes Weisung hören können und zu sich selber zu finden.

Wir sollen die Menschen ermutigen, den Sonntag zu gestalten, solche Freiräume zu schaffen, in denen man zu sich selber kommen kann und in denen man Gott hören kann. Das ist eine der wichtigsten Aufgaben für die Kultur unserer ganzen Gesellschaft. Leider fehlt die rechte Sonntagskultur zum Teil auch schon in unseren Klöstern. Aus verschiedenen Gründen hat sich in den meisten Klöstern eingebürgert, am Sonntag etwas länger zu schlafen. Nach der Regel des heiligen Benedikt steht man am Sonntag aber früher auf¹⁹, um für Gott offener und freier zu sein. Somit haben wir uns auch in unseren Klöstern zu fragen, wie wir den Sonntag gestalten, ob wir Raum schaffen für das Hören im Schweigen und dadurch unsere Freiheit retten und bewahren.

3.9 DAS GESCHENK DER EINHEIT IN DER VIELFALT

Im Benediktinerkloster erleben wir durch die oft sehr unterschiedlichen Brüder bzw. Schwestern eine Einheit in der Vielfalt. In ähnlicher Weise erleben wir das auch im Bistum und in der Gesamtkirche. Der Respekt der Einheit vor der Vielfalt und umgekehrt muß sich auch in der Feier unseres Gottesdienstes finden. Für diese Einheit in der Vielfalt müssen wir sicher auch zu manchem Opfer bereit sein. Es gibt verschiedene Formen von Gottesdienstfeiern, die dem ei-

¹⁹ RB 11,1.

nen oder anderen nicht so entsprechen, und doch müssen wir an der Einheit festhalten, weil wir an den einen Herrn glauben dürfen. Max Thurian, der Theologe der ökumenischen Brüdergemeinschaft von Taizé, schreibt, daß er in der katholischen Kirche besonders das Bemühen schätzt, in der Liebe und von innen heraus den anderen zu verstehen. So schreibt er: „Wir wissen, daß dieser ganze Katholizismus (mit seiner Vielfalt) in einer Einheit seine Form findet. Das bewahrt uns davor, uns allzuleicht über einen uns näherkommenden Katholizismus zu freuen, aber auch zugleich davor, an einem Katholizismus zu verzweifeln, der uns unverständlicher wird. Der eine kann auf den anderen Einfluß nehmen oder auch über ihn dominieren. Der Glaube an den Heiligen Geist, der alle Getauften führt, soll uns hier volles Vertrauen in die Zukunft schenken, die Gott bestimmt.“

4. SCHLUSSBEMERKUNG

Dies, so meine ich, soll auch unsere Zuversicht sein. Bei aller Verschiedenheit und Unterschiedlichkeit dürfen wir unsere Form der Frömmigkeit und des Gottesdienstes pflegen, in der wir den Menschen näherkommen und das menschenfreundliche Antlitz Gottes bezeugen können. Wir können darauf vertrauen, und wir brauchen vor der Zukunft keine Angst zu haben, weil der Geist Gottes die Kirche auch heute führt und die Kirche der Zukunft bestimmt.

Überall ist Gott gegenwärtig, so glauben wir, und die Augen des Herrn schauen an jedem Ort auf Gute und Böse. Das wollen wir ohne jeden Zweifel ganz besonders dann glauben, wenn wir Gottesdienst feiern. Denken wir daher immer an die Worte des Propheten: „Dient dem Herrn in Furcht.“ „Singt die Psalmen in Weisheit.“ „Vor dem Angesicht der Engel will ich Psalmen singen.“ Beachten wir also, wie wir vor dem Angesicht Gottes und seiner Engel sein müssen, und stehen wir so beim Psalmensingen, daß Herz und Stimme in Einklang sind.